

Wöchentliche Unterhaltungs-Beilage des Herborner Tageblatts.

Verlag der J. M. Bedchen Buchdruckerei, Otto Bed, Herborn.

Die Wirtin vom „Goldenen Löwen“.

Novelle von Wolfgang Kemter.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

An den Abenden war es jetzt im „Goldenen Löwen“ recht still. In der Bauernstube saßen höchstens nur zwei, drei Männer, qualmten aus ihren Pfeifen und tranken ihren Wein; in der Herrenstube war auch nicht viel los. Nur am Eßtiſche saßen Abend für Abend der Herr Pfarrer, der Lehrer, der Vorsteher und dann und wann auch der alte Talarzt, der seinen Wohnsitz in einem größeren Nachbardorfe hatte, wenn er um diese Zeit gerade im Orte war. Dann setzte sich auch Rosl zu den Herren, und ihr ganzes Gespräch galt natürlich dem Kriege und den Zeitläuften.

Der Pfarrer und der Lehrer hatten sich gemeinsam eine große Tageszeitung angeschafft, auch der Doktor zeigte sich stets gut unterrichtet, und so konnte man hier am Stammtische immer das Neueste erfahren.

Die Herren waren ganz begeistert, als die Nachrichten von den großen Siegen kamen, aber dann wurde allmählich ihre Stimmung immer gedrückt, und mit ernstern Mienen beredeten sie die jüngsten Ereignisse.

„Hochwürden, steht es denn so schlecht in Galizien?“ fragte Rosl eines Abends, als sie zum Stammtisch trat. Sie stellte dem Vorsteher, der soeben gekommen war, sein Viertel Wein hin und setzte sich zu ihren Gästen. Ängstlich und gespannt waren ihre Augen auf den Pfarrer gerichtet.

„Warum?“ fragte dieser zurück.

„Ich denke es mir“, antwortete Rosl.

„Ihr Herren macht seit Tagen so ernste Gesichter, und Herr Doktor Mayrhofer hat gestern abend nicht einen einzigen Witz hören lassen.“

Der Pfarrer, der Lehrer und der Vorsteher mußten lachen; dann sprach der gemütliche alte Geistliche, der seinen Pfarrkindern wie ein Vater war, indem er begütigend seine Hand auf Rosls Arm legte: „Nein, Rosl, das ist nicht der Fall. Nur nicht gleich ängstlich sein. Freilich schwer haben sie es, unsere Helden da oben. Nicht zum sagen schwer. Die ganze ungeheure Russenmacht haben sie auf sich gezogen, um Deutschland zu entlasten, das einstweilen den größten Teil seiner Truppen gegen die Franzosen und Engländer braucht. Und die Russen haben Menschen, Menschen in ungeheurer Zahl. Mit zehn- und fünfzehnfacher Übermacht stehen sie unseren Soldaten gegenüber. Schießen die Unseren ein russisches Regiment über den Haufen, im nächsten Augenblicke stehen fünf, sechs andere an seiner Stelle. Der Ruffenberg hat zurück müssen, dann auch der Danfl. Schade, sie waren so gut im Zuge. Aber die Übermacht, die gräßliche Übermacht! Wir werden wohl Galizien zum größten Teile räumen müssen. Armes Land! Wie die Zarenhorden da haufen werden. Danken wir Gott, daß der Krieg wenigstens unserem Lande fern bleibt; wir werden auch Opfer bringen müssen, an Blut und Gut, aber

von den Kriegsgreueln bleiben wir verschont.“ Der Lehrer und der Vorsteher stimmten dem Pfarrer lebhaft bei. Da hörte man draußen einen Wagen vorfahren.

„Ah, der Medikus kommt heute auch noch“, rief der Pfarrer. Wenig später betrat Doktor Mayrhofer, ein älterer, beleibter Herr mit breitem, rotem Gesicht, in dem zwei helle Augen hinter scharfen Brillengläsern blühten, das Zimmer.

„Guten Abend beisammen! Frau Rosl, einen Gesprißten, mehr Wasser als Wein.“

Rosl erhob sich rasch und ging zur Schenke.

„Sie waren wohl beim Niederegger?“ fragte der Pfarrer.

Doktor Mayrhofer nickte. „Ist nicht mehr viel zu hoffen. Das Herz tut nicht mehr mit. Zwei, drei Wochen im besten Fall. Seine drei Buben sieht er jedenfalls nimmer.“

„Herr Doktor, es wird wohl mancher seine Buben nicht mehr sehen, er muß deswegen nicht sterben“, meinte der Vorsteher.

„Da haben Sie freilich recht. Da oben ist es böß hergegangen, und auch unsere Edelweißbuben haben für Kaiser und Reich gebüht. Die Verluste sollen unerwartet groß gewesen sein. Die

Mehrzahl allerdings leicht verwundet, verhältnismäßig sehr wenig Tote. Nichts vom Balthasar?“

Rosl verneinte und fast wollten ihr die Tränen in die Augen treten, aber Doktor Mayrhofer tröstete sie gleich.

„Nicht den Mut verlieren, Frau Rosl, sage ich allweil; nicht jede Kugel trifft, und zum Schreiben werden die Leute wenig Zeit haben.“

„Aber so eine kleine Feldpostkarte wäre doch bald geschrieben“, meinte Rosl. „Wenn man nur wieder ein Lebenszeichen hätte.“

„Wird schon kommen“, sprach der Pfarrer. „Nur ein bißchen Geduld muß man haben. Da oben geht es mit der Post nicht so schnell. Überdies werden die Leute oft zu müde sein, um noch zu schreiben.“

Mit Herzklopfen und täglich wachsender Angst erwartete Rosl jetzt immer den Landbriefträger. Nun waren es schon bald drei Wochen, seit Balthasar von Lemberg geschrieben hatte, und seitdem hatte er nichts mehr von sich hören lassen. Jedoch auch die anderen Soldaten vom Dorfe schrieben nicht. Diese quälende Ungewißheit legte sich selbst auf die Nerven dieser urgefunden Bauersleute. Die Kriegsandachten, die der Pfarrer allabendlich abhielt, waren gut besucht, und vom tiefsten Herzen kom-

mend stiegen heiße Gebete zum Himmel auf.

Da elektrisierte eine Nachricht die harrenden und arg bangenden Leute.

„Der Franz vom Vorsteher hat geschrieben!“

Das halbe Dorf eilte ins Vorsteherhaus. Die rote Karte ging von Hand zu Hand. Doch war sie schon vor vierzehn Tagen geschrieben. Solange hatte sie gebraucht, bis sie ins heimatlische Tal kam. Heiße Kämpfe hätten sie hinter sich, schrieb der Franz, aber die Russen tüchtig gehaut. Beim ersten Sturme sei der Vinzenz Maier, der Knecht vom Oberwalder, gefallen. Sonst



General Brusilow,

Oberkommandierender der russischen Südwestfront.

...von Hoffnung, verließen sich die Leute.

Nun kamen wieder Nachrichten von diesem und jenem; einzelne schrieben schon aus Spitälern, in die sie verwundet gebracht worden waren. Rosl aber wartete umsonst. Tag für Tag. Ihr war so schwer und bang und sie wurde immer ängstlicher. Das Herz trampfte sich ihr zusammen bei dem Gedanken, daß von Balthasar nie mehr eine Zeile käme, daß sie ihn nimmer wiedersehen sollte. Sie hatte viel Zeit, solchen düsteren Gedanken nachzuhängen. Das Geschäft ging schlecht. Die kleine Bauernschaft, die auch zum „Goldenen Löwen“ gehörte, betreute ein alter Knecht und eine Magd; im Hause selbst waren auch zwei weibliche Diensthöten tätig. Die Kellnerin war bei Kriegausbruch ausgetreten und seitdem bediente Rosl ihre Gäste selbst. Man mußte sparen an allen Enden und Ecken bei diesen schlechten Zeiten. Das Haus aber verließ sie nur selten, sie wollte sich nicht auf die Diensthöten verlassen; so kam sie wenig in die Mühle, zu Vater und Mutter. Aber die Schwester, die auf der Mühle verheiratet war, deren Mann einmal das väterliche Anwesen übernehmen sollte, da der Müller keine Söhne hatte, der aber jetzt auch in Galizien stand, war oft am Nachmittage mit ihren Kindern bei der Rosl. Dann sprachen die beiden Frauen von ihren Männern, und da auch die ältere von ihrem Manne seit Wochen keine Nachricht hatte, suchten sie sich gegenseitig zu trösten; aber es gelang ihnen immer schlechter, je mehr Leute in den Dörfern von den fernen Söhnen und Männern Nachricht bekamen. Die Trostgründe waren zu schnell erschöpft, und dann geschah es wohl, daß die beiden Frauen, die mit irgendeiner Handarbeit beschäftigt waren, diese in den Schoß sinken ließen und still vor sich hinweinten.

Am Sonntage nach dem vormittägigen Gottesdienste war die Bauernstube im „Goldenen Löwen“ immer voll. Da tranken die Kirchgänger, auch die Leute von den Einödhöfen, ihren Schoppen, und um diese Zeit erschien auch Rosls Vater, der alte Müller. Sonst ging der sparsame Mann nie ins Gasthaus, und das hatte sich nicht geändert, als seine Tochter Löwenwirtin geworden war.

An einem Sonntag anfangs Oktober betrat der Müller zur gewohnten Zeit die Bauernstube im „Goldenen Löwen“. Kaum hatte er sich an einem der Tische niedergelassen, da eilte die Rosl herbei und begrüßte den Vater.

„Grüß Gott, Rosl“, sprach der alte Mann. „Du, der Sepp hat gestern geschrieben.“

Sepp In-
nertöfser war
Rosls Schwa-
ger.

„Wirklich,
Vater!“ rief
die Wirtin er-
freut. „Wird
sich die Marie
gefrennt ha-
ben. Was
schreibt er
denn?“

„Nicht viel.
Daß es ihm
gut geht und
daß er gesund
und wohllauf-
fer. Höllisch
schwere Kämp-
fe hätten sie
fast ununter-
brochen und
wenig Zeit
zum Schrei-
ben. Gabe es
einmal Ruhe,
dann seien sie
todmüde und
zu nichts mehr,
kaum zum Essen
aufgelegt. Die
Marie wollte
uns schon ver-
zweifeln. Ich
habe immer ge-
sagt, Geduld
müssen wir ha-
ben. Das läßt
sich nicht erzwin-
gen. Da, ich
habe die Karte
mitgebracht,
es steht zwar
sonst nichts da-
rinnen, aber du
kannst sie
selber lesen.“

Er reichte der Tochter die Feldpostkarte. Als sie Rosl durchgelesen hatte, fragte ihr Vater: „Vom Balthasar noch nichts?“

...unterirdisch
mächtige n
Kampf, i
Erde, je
ergebnis
drei Ar
von dem
bonen h
reden un
fischer h
Noch
innerer
mächtigen
aber in
Et. P
politische
Wiererb
verwertet
präsident
ohne G
Stigels
nach D
Vergränd
hinein
für den
hat. Ein
verbände
und der
führer d
die russi
Gefam
die Reu
lons Ob
Sacharom
und dem
Wetpet u
als 7757
Machiner
kam, wie
Brassilon
diese ent
ihre Re

während antwortete sie mit gepreßter Stimme: „Noch nicht, Vater. Vielleicht ist er schon tot.“

Sie eilte davon, da sie ihre Bewegung nicht mehr meistern konnte; bekümmert sah ihr der Müller nach. Ein großes Kreuz war über die Menschen gekommen.

„Hat er noch nicht geschrieben, der Löwenwirt?“ fragte ein Bauer, der neben dem Müller saß. Ignaz Oberhuber verneinte.

Da meinte der andere: „Von meinen zwei Söhnen weiß ich auch nichts.“

Ein kleiner Hoffnungsichimmer drang in die bekümmerten Herzen, als man erfuhr, daß bei den gewaltigen Kämpfen in Galizien gegen die russische Übermacht viele kleinere Abteilungen zersprengt wurden und dann in Gefangenschaft gerieten.

Von dort konnten sie freilich nicht so schnell Nachricht geben.

Ein trüber, düsterer Nachmittag gegen Ende Oktober. Im „Goldenen Löwen“ war nicht ein einziger Gast. Rosl saß in der großen Wirtsstube am Fenster und besserte Wäsche aus. Draußen vor dem Hause und drinnen in dem Hause herrschte eine fast unheimliche Stille. Nur drüben, dem „Goldenen Löwen“ gegenüber, hatte ein alter Bauer vor seiner Scheune Holz. Das war aber auch das einzige Geräusch, das diese Stille unterbrach. Rosls Gedanken waren nicht bei der Arbeit. Sie waren, wie immer, auf den Schlachtfeldern Galiziens.

Immer noch nichts vom Balthasar. Lebte er noch? War er gefangen, schwerverwundet, oder ruhte er schon in der Erde jenes fernen Landes?

„Allmächtiger“, bat das gequälte Weib, „gib mir bald Gewißheit; nur Gewißheit, ich ertrage es nicht länger.“

Da wurde die von dem Flur hereinführende Tür geöffnet. Rosl hatte, ihren Gedanken nachhängend, keine Schritte draußen gehört; erst das Öffnen der Tür wedte sie aus ihrer Versunkenheit. — Jetzt sah sie auf und erhob sich erstaunt im nächsten Augenblicke.

Dort auf der Schwelle stand ein Soldat, ein verwundeter Soldat. Eine große, hagere Gestalt. Uniform und Mantel trugen die Spuren des Krieges, waren nur oberflächlich gereinigt und ganz verwettert. Kopf und Stirn des Soldaten waren verbunden. Auf dem Verbands saß etwas schief die blaue Mütze. Das Gesicht war blaß und von einem mächtigen, dunklen Vollbart eingerahmt. Über dem Wesen und der Hal-

tung des Ver-
wundeten lag
etwas Ge-
drücktes, fast
Scheues und
Zögerndes,
und in seinen
Augen ein
Ausdruck von
Qual.

Rosl war
auf den Sol-
daten zuge-
treten, da
sprach dieser:
„Grüß Gott,
Rosl. Du er-
kennst mich
wohl nicht?“

Da schrie
Rosl auf:

„Um Got-
teswillen! —
Christian, du
bist es? Nein,
bei allen Hei-
ligen, ich hät-
te dich nicht

erkannt. Der große Bart. Du bist verwundet? Doch komm, setz' dich. Kommst du von der Station? Zu Fuß?“

So richtete sie im Übermaße der Freude und Überraschung Frage um Frage an den Mann, nötigte ihn, Platz zu nehmen, eilte dann davon, um bald darauf mit Speise und Trank zurückzukehren, setzte das ihrem Gaste vor und bat ihn, recht wader zuzugreifen, er werde müde und hungrig sein.

Das war Christian Reuner. Er aß mit sichtlichem Genuße,



Der mexikanische Bundespräsi-
dent Carranza.



Die Reste einer starken französischen Verteidigungsstellung in dem von den siegreichen deutschen Truppen
erklärten Werk Thianmont.

kan, mit
Brustflut
diese em
ihre Best
Wiederho
um in R
von deutl
Sind den
Karnopol
verfündet
deutsche
geschädigt
sein bitter
Anhängen
hofft daran
Duldung
bruderschaft
trallität se
weg bin
seiner o
schädelungen
Holzofen

Armin
24. Fortf
Der y
schweigend
schädeligen
das kleine
trat hinter
Rorders
seine Dück
blickt
Geret
vorlängig
Heller
Sonnenstr
warf sich
bantem.
Was t
wenden?
Wenn
in seinem
machen. R
kam es au
ausgeliefer
während
auch nicht
er lebt wie
hin und w
gewiß eine
dem Gerä
einem Man
Noch
doch nicht
ein, sich ar
Nach einer
sah er vor
lang eines
Ob es et
und um et
zu fragen?
Walter



Die erste fahrbare Speiseanstalt in Dresden, welche kürzlich dem Betrieb übergeben wurde.
Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

und der gute Etschländer schmeckte ihm ausgezeichnet, denn in kurzer Zeit hatte er den Halbliter geleert, und Rosl beeilte sich, aufs neue einzuschenken.

„Ich und trink und nochmals grüß Gott daheim.“

Jetzt kam Christian Reuner dazu, Rosls Fragen zu beantworten.

„Ich bin schon seit sechs Wochen in Innsbruck im Spital. Zwei Wochen war ich in Krakau. Eine Schrapnellhülse hat mich am Kopfe getroffen und die Kopfhaut zerrissen. Dem Knochen hat's nichts getan, aber es hat mich höllisch hingeschlagen und vierundzwanzig Stunden bin ich auf freiem Felde gelegen. Dabei habe ich viel Blut verloren, darum war ich so schwach. Jetzt geht es mir wieder gut. Die Wunde heilt schön und Schmerzen habe ich keine mehr. Habe vier Wochen Verwundetenerurlaub bekommen, den ich bei meinem Väschen in Sterzing verbringe. Dann komme ich wieder zum Regiment. Heute habe ich mir denkt, mußt auch wieder einmal da hereinschauen. Was sie machen daheim.“

So berichtete Christian Reuner in hastigem und eiligem Tone. Saß reichte sich an Saß, als wollte er jede Zwischenfrage seines Gegenübers unmöglich machen.

Aber endlich war er doch zu Ende. Während ihm Rosl wieder das Glas voll schenkte, tat sie die Frage, die ihr gleich, als sie Christian erkannt hatte, auf den Lippen schwebte, die sie aber bis jetzt aus einer unerklärlichen Scheu zurückgehalten hatte. „Christian, weißt du nichts vom Balthasar? Seit bald neun Wochen hat er nicht mehr geschrieben. Ihr seid ja in derselben Kompagnie gewesen.“

Zäh schob Christian Reuner den Teller zurück, griff nach dem Glase, hob es, stellte es gleich wieder auf den Tisch und antwortete mit derselben hastigen, fast heiseren Stimme: „Der Balthasar und ich, ja wir haben uns in Brigen getroffen. Sind derselben Marschkompagnie zugeteilt worden

„Christian!“ schrie Rosl auf. „Christian, ist es wahr? Ist Balthasar tot?“

Da sank der Kopf des Mannes auf die Brust und leise antwortete er: „Rosl, er ist schon am 26. August in meinen Armen gestorben.“

Wie erstarrt stand das arme Weib. Die Hände drückte es auf die wogende Brust, das Herz drohte zu zerspringen. Vor den Augen wurde es Rosl schwarz und sie schwankte. Mit den Händen erfaßte sie eine Sessellehne, aber nur mühsam hielt sie sich aufrecht. So stand sie eine geraume Zeit und starrte mit trockenen Augen vor sich hin.

„Tot!“ murmelten ihre blassen Lippen. „Tot!“

Endlich löste sich die Starre.

„Balthasar!“ schrie Rosl auf, ließ sich auf den Stuhl fallen, schlug die Hände vors Gesicht und brach in fassungsloses, herz-



Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Dieses Bild zeigt die Mühelosigkeiten, die unsere heldenmütigen Bundesgenossen bei der Verfolgung des Feindes auf den unwegsamen, schneebedeckten Gipfeln der Dolomiten zu überwinden haben.

zerreißendes Weinen aus. Ein furchtbarer Sturm des Schmerzes durchtobte und schüttelte den Körper der Frau.

Hart daneben saß Christian Reuner; seine Augen waren ohne jeden Glanz und sein Gesicht war so weiß wie das Linnen seines Verbandes. Diesem leidenschaftlichen Schmerzensausbruche stand er ohnmächtig gegenüber; er wußte kein Wort des Trostes.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitvertreib

Die Gewalt einer Nadel.

Wir überreichen einem unserer Freunde ein Pfennigstück und eine Nähnadel. Mit dieser Nähnadel soll er nun das Pfennigstück durchbohren. Wenn wir auch dazu auffordern, stets werden wir hören, daß derartige ein Ding der vollkommenen Unmöglichkeit ist. Es bleibt somit nichts übrig, als zu zeigen, daß die Sache doch möglich ist. Zunächst einmal legen wir den Pfennig auf eine weiche Unterlage, am besten auf zwei gleich hohe Holzklötchen, zwischen denen ein Spalt freigelassen wird, oder auch auf übereinandergeordnete Stücke von starker Pappe, die in gleicher Weise in Form zweier durch einen Spalt getrennter Stöße angeordnet werden; auch aneinandergelegte gleiche Bücher sind brauchbar. Nun muß man die Nähnadel derart in einen möglichst neuen Korkpfropfen hineinstecken, daß nur die Spitze, und zwar nicht allzu weit, hervorschaut. Dieses Hineinstecken einer Nadel in einen Korkpfropfen ist nicht ganz einfach. Es gelingt jedoch leicht, wenn man sie an dem Ende, an dem sich das Ohr befindet, glühend macht und wenn man sie dann, indem man sie mit einem Rängchen faßt, in noch glühendem Zustande in den Kork hineindrückt. Sie gleitet dann leicht in diesen hinein. Nun kann die Durchbohrung des Geldstückes losgehen. Zu diesem Zwecke stellt man die Spitze der Nadel auf das Geldstück und führt nun mittels eines ziemlich schweren Hammer einen raschen und kräftigen Schlag auf den Kork aus. Zum Erstaunen aller, die zusehen, dringt die Nadel leicht und gewissermaßen selbstverständlich durch den Pfennig hindurch. Der Schlag muß, wie noch-



mals betont sei, rasch und kräftig geschehen, durch einen langsamen und schwachen Schlag würde nur ein Verbiegen der Nadel herbeigeführt werden. Die Erklärung dieses scheinbar unerklärlichen Kunststückes ergibt sich für den von selbst, der das physikalische Gesetz von der Trägheit beherrscht. Die Kupfermünze übt gegen die über ihr befindliche Nadel einen Widerstand aus, der das Eindringen verhindert. Schlägt man langsam auf den Kork, so hat dieser Widerstand Zeit, sich über alle einzelnen Teile der Nadel zu verbreiten, wodurch ein Verbiegen herbeigeführt wird, weil die einzelnen Nadelteile zum Ausweichen gebracht werden. Bei einem raschen Schlage hingegen wird die Trägheit der Masse und damit des Widerstandes überwunden. Der Nadel wird durch den raschen und schnellen Schlag eine derart rasche Bewegung erteilt, daß ihre Masse infolge der ihr innewohnenden Trägheit die gleichsam entgegengerichtete Bewegung des Widerstandes nicht aufzunehmen und nicht fortzupflanzen vermag. Der Widerstand kommt also in der Nadel nicht zur Geltung, und diese fährt glatt und unverbogen durch das Geldstück hindurch. Auf der gleichen Tatsache beruhen noch andere merkwürdige Erscheinungen, vor allem z. B. die, daß man ein Talglicht, das doch gewiß weich und biegsam ist, mit Hilfe eines Gewehres durch ein Brett hindurchzuschießen vermag, sofern man den Schuß nur aus genügender Nähe abgibt.

Begierbild.



Wo ist der Apfelstiel?

Zu viel verlangt. Prinzipal (zum Kontoristen): „Als ich so alt war wie Sie, habe ich nicht nur den ganzen Tag fleißig im Geschäft gearbeitet, sondern auch bei Nacht vom Geschäft geträumt.“ — Kontorist: „Aber, Herr Chef, Sie können doch nicht verlangen, daß ich für zwanzig Gulden Monatsgehalt auch noch vom Geschäft träumen soll.“

Beiseidener Wunsch. Bei den Jagdpartien Ludwig XV. wurden jedesmal fünfzig Flaschen Burgunder mitgenommen. Der König pflegte selten zu trinken, die übrigen Jagdgenossen ließen sich daher den Wein immer im voraus trefflich schmecken. — Einst aber begehrte der König auf einmal zu trinken, und die Flaschen waren schon leer. Man zittert, doch gelassen jagte der König: „Nehmet künftig lieber einundfünfzig Flaschen, damit ich im Notfalle doch auch einmal trinken kann.“

Von den Hüten. Der älteste Hitzhut, von welchem man in Frankreich Nachricht hat, ist der, welchen König Karl VII. (1422—1461) bei seinem Einzuge in Rouen trug. Im 16. Jahrhundert wurden die schwarzen Hüte Mode. Kaiser Karl V. trug einen kleinen, mit Samt überzogenen Hut, den er bei der Musterung seiner Armee im Jahre 1507, als es eben zu regnen anfang, sorgfältig abnahm, damit er nicht naß werde. Die ältesten Hüte waren rund und nicht aufgesteckt, da aber die herunterhängende Krempe im Kriege beim Gebrauche des Gewehres und dem Granatenwerfen un bequem war, so wurde der Hut zuerst zwei-, und dann dreimal aufgeschlagen.

Gemeinnütziges

Eine gute Rasiermesserpaste, die nur ganz dünn auf den Streichriemen gestrichen werden darf, besteht aus zwei Teilen feingeschlammten Schmirgel und einem Teile Lanolin.

Gänse sollten nur in der warmen Jahreszeit getupft werden, und es dürfen ihnen auch nur die ganz reifen Federn genommen werden. Während der Lege- und Mastzeit rupft man überhaupt nicht. Am besten geschieht es knapp vor der Mauser.

Das Auslichten zu dichter Spaliere erfolgt mit Vorteil im Sommer; man sieht eher, was als überflüssig entfernt werden kann und hat Gewähr für flotte Verheilung der Schnittwunden. Das Verstreichen mit Baumwachs sollte an nach oben gerichteten Schnittwunden erfolgen.

Das kalte Fußbad ruft bei empfindlichen Leuten leicht Schnupfen und andere Erkältungserscheinungen hervor. Dieses Unangenehme läßt sich vermeiden, wenn die Füße beim Baden und nachher kräftig gerieben werden. Die Dauer des kalten Fußbades betrage nicht über drei Minuten.

Scharade.

Ist „er“ zu mir gekommen,
Werd ich von ihm genommen
Gar oft mit einem Streiche
Aus meinem nassen Reiche.

Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auslaubrätzel.
Lilie,
Gartenlaube,
Epaminondas,
Valentin,
Münster.
Eiland.

Aus jedem obigen Worte ist eine Silbe auszulauben und aus ihnen ein patriotisches Sprichwort zusammenzustellen.

W. Schafstsch.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogryphs: Gemach, gemacht. — Der Scharade: Wetter, Glas, Wetterglas.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Weisser, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.